

Text von Prof. Dr. Magnus Striet

Kirche im Wandel?!

Eine soziologisch-fundamentaltheologische Ortbestimmung der Kirche in der Welt von heute

Ob sich die Kirche wandeln kann, ist eine umstrittene Frage. Die einen verneinen dies vehement, weil sie in einer solchen Vorstellung von Wandelbarkeit die Identität der Kirche gefährdet sehen. Diese Identität sei göttlich gestiftet, mithin unwandelbar. Andere hingegen begreifen die Kirche als eine geschichtliche Größe, die nicht nur faktisch einem ständigen Wandel unterworfen ist – sondern dies aus theologischen Gründen auch sein muss. Nicht dass eine solche Kirche dann keine Identität mehr hätte. Aber was ihre Identität ausmacht, muss in einem solchen Verständnis von Kirche festgestellt werden, und zwar immer wieder neu. Ich komme darauf zurück.

Zunächst sei ein soziologischer Blick riskiert. Kaum zu bestreiten ist, dass sich der Katholizismus römischer Prägung in weiten Teilen dieser Erde in einer massiven Tradierungskrise befindet. Dabei wird man unterscheiden müssen. Der gesamte Bereich des Religiösen unterliegt heute massiven Veränderungen. Konnte über lange Zeit davon ausgegangen werden, dass Gesellschaften relativ homogen religiös funktionierten, so hat sich das Spektrum religiöser Verständnisse inzwischen massiv pluralisiert. Auch im Bereich des römisch Katholischen selbst gibt es ein ganzes Spektrum von religiösen Überzeugungen, hierzulande – und weltweit. Ich beschränke mich auf die hiesige Gesellschaft. Das Ideal gelingenden Lebens hierzulande darin gesehen wird, dass Menschen selbstbestimmt leben dürfen. Nicht nur, wie Menschen leben wollen, sondern auch das, was sie glauben können, entscheiden sie am Ende selbst. Dass dies manchmal auch skurrile Blüten treibt, sei nicht verschwiegen. Aber wer entscheidet darüber, was skurril ist und was nicht? Was ist skurril? Wer diese Frage an sich heranlässt, hat bereits das Prinzip moderner Gesellschaften anerkannt. Und eben dies meint Moderne: Menschen dürfen und sollen sich selbst entscheiden.

Auch der christliche Glaube ist zu einer Option geworden. Wer die Welt heute als Schöpfung begreift, daran festhält, dass Gott selbst als Mensch sich in allem uns gleichgemacht hat, die Menschen so „wie Freunde“ (DV 1,2) angesprochen hat, ahnt oder weiß, dass dieser Glaube nicht alternativlos ist. Man wird in dieser Glaubensoption beheimatet, geprägt durch das Umfeld, in dem man aufwächst, aber: Man muss schließlich selbst entscheiden, ob man zu ihr stehen kann, will oder nicht. In einer pluralisierten, an Lebensoptionen reichen Gesellschaft wird

dies nur bewusst. Angesichts der Optionsvielfalt wird bewusst, dass ich in die Freiheit der Wahl genötigt bin. Aber ist das nicht gut so?

Im Jahr des Glaubens ist daran zu erinnern, dass der Glaube selbst nach Freiheit verlangt. Gott sucht den Menschen zum Freund und zur Freundin, und Freundschaft gibt es nur zwischen Freien. Theologisch und kirchlich gilt es meines Erachtens endlich zu begreifen, dass der Freiheitswille in der Moderne der frohen Botschaft vom menschenwilligen und unbedingt menschenfreundlichen Gott gerade nicht entgegensteht. Das Gegenteil ist der Fall. Wenn das letzte Konzil mit der Kategorie Freundschaft Gottes Sehnsucht nach dem Menschen beschrieben hat, so hat es den Kern des Evangeliums neu entdeckt. Noch nie gab es eine Epoche, in der Gottes Sehnsucht nach dem Menschen mehr hätte entsprochen werden können als in der Moderne, nämlich in tatsächlicher Freiheit. Diese Zeit ist deshalb auch gerade nicht als Teufelswerk zu begreifen. Wenn ich das so leidenschaftlich betone, so nicht, um die dunklen Seite unserer Zeit tot zu schweigen. Aber wer wollte ernsthaft auf Freiheit verzichten?

In dieser Moderne, ihren Überzeugungen, liegen aber auch die Gründe für die Konflikte innerhalb des römischen Katholizismus verborgen. Denn es geht nicht mehr um die Frage, wie sich die Menschen der römisch-katholische Kirche zu dieser, auf Freiheit und Selbstbestimmung setzende Moderne stellt. Die Frage ist längst entschieden. Ein Großteil der sich als katholisch verstehenden Menschen ist in dieser Moderne angekommen. Längst ist – und zwar mit Gründen! – akzeptiert, dass das Recht auf Freiheit in der individuellen Lebensführung, solange die Rechte anderer geachtet werden, das Recht schlechthin darstellt. Man muss die Ambivalenzen dieser Moderne nicht übersehen, um dennoch die historischen Prozesse würdigen zu können, die dazu führten, dass sich das Grundrecht eines freiheitlichen Lebens durchsetzen konnte. Es gibt nichts, über das hinaus Größeres für den Menschen zu denken und zu ersehnen wäre als das Recht auf Freiheit.

Aber das hat natürlich Konsequenzen, birgt massives Konfliktpotenzial bezogen auf historisch eingeübte kirchliche Positionen, wenn es um Fragen der individuellen Lebensführung und im Vergleich zu vergangenen Zeiten neuer Lebensformen geht. Es ist zu befürchten, dass die lehramtlichen Lernprozesse – wie schon in der Anerkennung grundlegender Menschenrechte – auch diesbezüglich erst mit einem erheblichen Verspätungseffekt eintreten. Ob überhaupt zur Kenntnis genommen wird, was die modernen Humanwissenschaften an Wissen über den Menschen zutage fördern, ist sehr zu bezweifeln. Wenn Gott an der Freiheit des Menschen interessiert ist, dann ist dies Recht auf Freiheit das göttliche Recht, das Gott kirchlich akzeptiert sehen will. Eine Barmherzigkeitsrhetorik zu pflegen, bleibt solange unglaubwürdig, wie Menschen nicht zugestanden wird, authentisch und d.h. auch: öffentlich ihr Leben, ihre Neigungen und Zuneigungen, zu leben.

Und auch ist endlich anzuerkennen, dass es Scheitern gibt; dass Menschen in ihren Lebensentwürfen nicht mehr zu Recht kommen, und sie dennoch eine Zukunft haben dürfen. Und dass gerade ihnen der Zuspruch Gottes gilt, sie deshalb auch nicht ausgeschlossen sein können von der eucharistischen Gemeinschaft mit diesem Gott.

Was deshalb ansteht, ist die Versöhnung der Kirche mit einer Moderne, in der Menschen selbständig entscheiden dürfen – aber auch müssen. Was über lange Zeit als gottgegeben und das menschliche Leben regulierend geglaubt wurde, hat sich längst als zeitbedingt entpuppt. Worum es geht, ist die Freiheitszumutung als gottgewollt zu akzeptieren. Sie ist von dem Gott ge-

wollt, den der Glaube als den Gott Jesu bekennt. Dieser Gott klebt nicht kleinlich am Buchstaben eines Gesetzes. Er will, dass Menschen Luft zum Atmen haben.

Wenn im konkreten Leben durchbuchstabiert sein will, was der Glaube an diesen Gott meint, so kann dies nur vor Ort, also ortskirchlich geschehen. Eine nur noch zentralistische Steuerung der Kirche führt zu einer Selbstfesselung, da die regionalen Eigentümlichkeiten des Lebens, von Sehnsüchten und Nöten so nicht mehr in den Blick kommen.

Dabei wird eine ortskirchliche Grundausrichtung der einen Kirche keineswegs kriterienlos. Oberstes Kriterium ist das der Freiheit, das es universal politisch einzuklagen gilt. Gemeinsames Band ist der Glaube an den Gott, der selbst freiheitsliebend ist, der möglichst große Gerechtigkeit will, der deshalb auch vor allem (wie der neue Papst Franziskus herausstreicht) an den Peripherien anzutreffen ist – und der immer wieder neu zum Leben ermutigt. In der Idee vom gemeinsamen Priestertum aller Gläubigen, die Peter Walter als die wiederentdeckte Leitidee des Zweiten Vatikanischen Konzils erinnert hat, kommt dies zum Ausdruck. Damit dieser Gott vor Ort sichtbar wird (in einem differenzierten Spektrum von sozialer und kultureller Diakonie, liturgisch und sakramental), ist über Veränderungen nachzudenken. Auch eingeschliffene, als unveränderlich geltende Denkmuster sind auf den Prüfstand zu stellen. Dazu gehören auch Zulassungsbedingungen zum Amt, ja: das Verständnis des Amtes ist selbst zu überdenken – und: Es ist darüber nachzudenken, wie angemessen in der Kirche entschieden werden kann. Und: Weil der Glaube nur in Geschichte existiert, Gott selbst sich in seinem Offenbarwerdenwollen an Geschichte gebunden hat, sollte Veränderung selbstverständlich werden. Es gibt kein Legitimationsproblem, über Veränderungen nachzudenken – sie fordern zur mutigen, freimütigen Rede auf. Die biblischen Schriften selbst legitimieren dazu. Der Sabbat ist eben für den Menschen da, und nicht umgekehrt. Hierin liegt die Unwandelbarkeit der Kirche, die ihre Identität begründet – eine Identität, die Jesus in seinem Blut bezeugt hat.

Geistlich in diesem Sinn existieren zu wollen, sich einzuüben in diesem Christentum, sich im Gebet Gottes Gegenwart, dem befreienden Geist Jesu zu stellen und mutig nach vorne zu denken, bedeutet dann auch, sich darüber im Klaren zu werden, sich täuschen zu können. Aber das ist die Ambivalenz von Freiheit, ihr Risiko. Sie nicht zu riskieren, gar nicht erst neue Wege zu überdenken und auch einzuschlagen, zeugt freilich von einer Angst, die der Freiheit eines Christenmenschen kaum angemessen ist. Angst zu haben ist dem Gott Jesu nicht angemessen. Die tief in das Leben der Kirche eingefressene Angst, Dinge anzusprechen und Veränderungen zu riskieren, ist Sünde.